

„Kyrie!“ – glauben in der Anredeform

Reinhard Körner OCD

Mit diesem Beitrag beenden wir die Artikelreihe über die Feier der Eucharistie (siehe ab Heft 1/2011).

Die einzelnen Artikel waren Ausschnitte aus dem inzwischen erschienenen Buch:

R. Körner, ICH BIN BEI EUCH ... – Im Abendmahl Jesu zur Kirche werden, Leipzig: St. Benno Verlag 2011

In schwierigen Situationen brauchen wir den Austausch miteinander, das *gemeinsame* Suchen nach Wegen und Lösungen, den *Dialog*. An dieser Einsicht fehlt es heute auch in der Kirche nicht, und wo es an ihr fehlt, da wird sie zu Recht eingefordert. Was uns jedoch fehlt – und nach meinem Eindruck zunehmend fehlt –, ist der Dialog mit dem, den die Christen der Frühzeit das „Haupt“ der Kirche nannten (Eph 4,15f; Kol 1,18).

Wir müssen uns nichts vormachen: Geredet wird *von* Jesus Christus und *über* Jesus Christus, aber kaum *zu* ihm; vom Hören *zu ihm hin* ganz zu schweigen. Was sich im Christentum unserer



Tage als Beten und Meditieren darstellt, ist weithin Beschäftigung mit Texten; oder mit sich selbst und der eigenen Innerlichkeit. Und was wir Gottesdienst nennen, ist oft nur ein Zusammenkommen, bei dem die Aufmerksamkeit der Liturgie gilt, vielleicht auch dem Gottesdienst-Thema, nicht aber wirklich *seiner Person*.

Die Kirche lebt aber nicht nur von ihren Konferenzen, und sie lebt nicht nur vom Reden von und über Jesus Christus; ja selbst von der „Schönheit der Liturgie“ kann sie nicht leben. Sie lebt vom *Verbundensein mit ihrem Haupt*, von der Beziehung zu ihm.

Um es wieder in der Sprache der frühen Christen zu sagen: Soll die *ekklesía* zur *kyriakè ekklesía* werden, darf ihr Haupt-Wort nicht nur als *kýrios*, sondern muss auch als *kýrie* artikuliert werden – und zwar auf Herzenshöhe, nicht nur im Kopf.

Kýrie ist der Vokativ, die Anredeform von *kýrios*. Sprechen wir nur vom *kýrios* in seinen sonstigen Deklinationsformen, bleibt die Haupt-Person der Kirche im „Reich des Es“ (Martin Buber) und wird zum Glaubens-*Gegenstand*. Der *Kyrios* wird zum Objekt der Kirche. Die Folge: Die Kirche wird zum Subjekt, das ihn in Besitz hat wie eine Sache – und sich schließlich selbst zum Haupt-Thema wird ...

Ich traue Pauschalurteilen nicht, auch meinen eigenen nicht, aber davon bin ich überzeugt: Die eigentliche Not, in der wir stecken, ist die faktische Beziehungslosigkeit vieler Christen zu Christus – Laien-Christen wie Ordensleuten, akademischen Theologen und Klerikern, und Klerikern auf allen hierarchischen Stufen. Alle anderen Nöte, vom Seelsorgenotstand in den Gemeinden bis hin zum viel beklagten Glaubwürdigkeitsverlust – nach innen und nach außen hin –, sind nur deren Symptome; und in mancherlei Fällen auch deren Folgen.

Woher ich diese Überzeugung nehme? Ich kenne beides selbst, die faktische Beziehungslosigkeit wie auch das Verbundensein auf Herzenshöhe – und Gleiches erkennt Gleiches.

Auch weiß ich von mir selbst, was das eine mit dem Menschen macht und was das andere. Gemüt und Vernunft, so habe ich von meinem Ordensvater Johannes vom Kreuz gelernt, werden von dem geleitet, woran der Mensch gebunden ist: Ist er nicht an das „Letzte“, ja an *den* „Letzten“ gebunden, bindet er sich an Vorletztes und lebt im Verbundensein mit Vorletztem; sein Denken und seine Handlungen werden dann von Vorletztem geleitet und bestimmt, was sich, auch bei uns Kirchenleuten, in den „Ergebnissen“ solchen Denkens und solcher Handlungen zeigt – und die sind nicht zu übersehen! Mit einem Jesus-Wort gesagt: „Jeden Baum erkennt man an seinen Früchten: Von den Disteln pflückt man keine Feigen, und vom Dornstrauch erntet man keine Trauben“ (Lk 6, 44). Das aber ist es doch, was heute immer mehr Menschen in der Kirche *vergeblich* suchen: „Feigen“ und „Trauben“ ...

Ohne Frage kann so mancher – auch heute, trotz allem – von sich sagen: „Ich liebe die Kirche.“ Aber selbst die Kirche ist nicht das „Letzte“. Deshalb genügt es nicht einmal, die Kirche zu lieben. „Sólo Dios basta – allein Gott genügt“, schrieb Johannes vom Kreuz seiner geistlichen Gefährtin Teresa von Ávila. Und Thérèse von Lisieux, ebenfalls Lehrerin der Kirche wie ihre beiden Ordensgründer, bringt es auf den Punkt, wenn sie sagt: „Ja, ich habe meinen Platz in der Kirche gefunden, und diesen Platz, mein Gott, den hast du mir geschenkt ... im Herzen der Kirche, meiner Mutter, werde ich die Liebe sein ...“ Sie sah ihre Berufung nicht in der Liebe zur Kirche, sondern zur Liebe *in* der Kirche.

Gewiss, es gibt verschiedene Intensitätsgrade in der Liebe zum Kyrios, und nicht jeder kann das geistliche Format solcher wahrhaft heiligen Frauen und Männer haben; aber ganz ohne Liebe zu ihm – Liebe zu ihm auf Herzenshöhe – geschieht nun einmal nicht Kirche, mag einer noch so sehr die Kirche lieben.

Das „Vorletzte“, an das ein Mensch gebunden sein kann, muss also nicht immer nur „der schnöde Mammon“ sein. Auch so Hehres und Kostbares wie zum Beispiel die liturgischen Traditionen gehören nun einmal, gemessen an *dem* „Letzten“, zum Vorletzten. Ja sogar wenn der Kyrios Jesus Christus die Haupt-*Sache* für uns bleibt, sind wir nicht an das „Letzte“, nicht an den *Kyrios selbst* gebunden.

Die Ursache dieser eigentlichen Not, der faktischen Beziehungslosigkeit zum Kyrios, ist schwer zu ermitteln. Auf jeden Fall dürfen wir sie nicht verallgemeinernd bei „der Kirche“ suchen. Kirche, soziologisch betrachtet, ist ein abstrakter Begriff. Real gibt es Kirche nur als konkrete Personen, die zusammen die Gemeinschaft Kirche bilden. Soll es zwischen Kirche und Kyrios ein *Beziehungsverhältnis* geben, muss es – wenn auch noch so anfanghaft und armselig – von den konkreten Personen her gelebt werden. Nur die jeweils einzelne Person kann zum Kyrios hin „Kyrie!“ sagen. Tun das dann „zwei oder drei“, entsteht – von uns her immer wieder neu – die Kirche, die *kyriakè ekklesia*, gemäß dem Jesus-Wort: „Wo zwei oder drei in meinem Namen versammelt sind, da bin ich mitten unter ihnen“ (Mt 18,20).

Die Ursachenfrage muss also lauten: Was ist es in denen, die die Ecclesia des Kyrios bilden, was sie den Schritt zum „Kyrie!“ – zu einem persönlichen „Kyrie!“ auf Herzenshöhe – nicht oder zu selten oder zu zögerlich tun lässt? Und diese Frage darf nicht mit eingengtem Blickfeld gestellt werden, als beträfe sie nur bestimmte Stände und Personengruppen im christlichen Gottesvolk.

Die Antwort? Ich weiß sie nicht. Ist die Ursache in den Auswirkungen der weithin nur mangelhaft mystagogisch orientierten Glaubensverkündigung zu suchen? Dieser Mangel spielt zumindest eine wichtige Rolle. Kindern und Jugendlichen werden im schulischen Religionsunterricht zwar ein wenig Glaubenswissen und die Grundzüge christlicher Ethik vermittelt, aber wer lehrt sie, im Innern ihrer oft einsamen Seelen die Zweisamkeit mit Gott zu

entdecken und zu leben? Und wo finden Menschen in den sicherlich noch immer reichhaltigen Angeboten kirchlicher Erwachsenenbildung Anleitung zur Mystik, zur *christlichen* Mystik, also zur persönlich und innerlich gelebten Gottes- und Christusbeziehung?

Meine Erfahrung als Seelsorger – besonders in der Exerzitienbegleitung, bei der es ja gerade darum geht, Menschen zur Gottes- und Christusbeziehung hinzuführen – lehrt mich, dass es wohl vor allem *psychologische Gründe* sind, warum sich so viele Christen schwer damit tun, ihren Glauben als Beziehungs-Glauben zu leben: die Angst vor der Konfrontation mit dem Unaufgearbeiteten im Herzen, dem man in einer persönlich-innerlichen Jesus-Beziehung ja unweigerlich begegnen würde; aus Verletzungen entstandene Beziehungsängste und zu Abschottungen gewordene Schutzmechanismen, auch einem Gott gegenüber, der Ansprüche an die eigene Person stellen könnte; narzisstisch gewordene Persönlichkeitsstrukturen; das Festhalten an vermeintlichen „Sicherheiten“, die man freilich eher im „Sach“-Bereich des Glaubens finden kann, in Definitionen und Regularien, in Traditionen und abrechenbaren Gebetspensen ... – Gründe also, die in der Biografie der Einzelnen liegen. Und die sind niemandem (moralisierend) vorzuwerfen. All das kann nur *geheilt* werden.

Das KYRIE zu Beginn der Eucharistiefeier könnte – wie die Eucharistiefeier überhaupt – diese heilende und zugleich mystagogische Wirkung haben, für die Einzelnen wie folglich für die Kirche. Es könnte eine Hilfe sein, die persönliche Christusbeziehung zu finden und zu pflegen – wenn es als das verstanden, vollzogen und erlebt werden könnte, was es eigentlich ist: die gemeinsame persönliche Hinwendung zum Kyrios, zu dem, der „allein genügt“.

In fast jedem Buch, das „die Messe erklärt“, wird darauf hingewiesen, dass der Ruf „Kyrie, eleison!“ nicht zum Bußritus gehört, sondern, so zum Beispiel Theodor Schnitzler, als „der große Gruß der Ecclesia an ihren Herrn“ zu verstehen ist (WAS DIE MESSE BEDEUTET, Herder 1976, 78). Mit diesem „großen Gruß“ – wird er wirklich als *An-Rede* vollzogen – geschieht die Kontaktaufnahme zum Haupt Jesus Christus. Das „Kyrie, eleison!“ ist die Reaktion auf die Zusicherung: „Der Herr ist mit euch!“, und damit „wichtiger als die wortreichen Begrüßungen, die der Priester an die Gemeinde zu richten pflegt“ (ebd.) Der Altmeister der Liturgiewissenschaft bedauerte schon wenige Jahre nach der Liturgiereform des Konzils die „Tragödie des Kyrie“: Nun zum „Anhängsel des Bußaktes“ gemacht, habe „die liturgische Erneuerung ... sicherlich keine Erneuerung des alten Glanzes des Kyrie hervorgebracht, sondern seine Demontierung“ (ebd. 77).

Liturgiegeschichtler wie Theodor Schnitzler weisen vor allem auch darauf hin, dass der Kyrie-Ruf einst in der gesamten griechischsprachigen Welt gang und gäbe war und die frühen Christen ihn von dorthier übernommen haben. Mit „Kyrie, eleison!“ – im Griechischen eigentlich: „*Kýrie, eléäson!*“ – begrüßte man in der Antike bei Beginn der Morgenröte den Sonnengott und bei einem Staatsbesuch den Kaiser. Es war keine Bitte um Erbarmen, wie die sprachlich zwar richtige, aber den gemeinten Sinn nicht treffende deutsche Wiedergabe mit „Herr, erbarme dich!“ suggeriert; es war vielmehr ein freudig bewegter Ruf, mit dem man einer Retter-Gestalt zujubelte: Der damals gefühlte Sinn des Kyrie-Rufes dürfte eher wiederzugeben sein mit Worten wie: „Kyrie, wie großartig, dass du jetzt da bist – und wenn uns einer aus dem Elend heraushelfen kann, dann bist du es!“ In den christlichen Gottesdienst übernommen und auf den auferstanden-anwesenden Jesus bezogen, bringt dieser „Jubelruf“, so Theodor Schnitzler, folglich „mehr Gruß und Freude als Klage und Schmerz zum Ausdruck“ (ebd. 74).

Der ganze tiefe Sinn des urchristlichen „Kyrie, eleison!“ kommt meines Erachtens nirgends so gut zum Ausdruck wie in der Erzählung des Markusevangeliums vom blinden Bartimäus (Mk 10,46-

52). „Sohn Davids, Jesus, eléäsón me!“ ruft hier Bartimäus dem zu, in dem die Christen *ihre* Retter-Gestalt sahen. Dass es sich dabei um denselben Ruf handelt, der ihnen aus der heidnisch-religiösen und politischen Umwelt vertraut war, belegt das Matthäusevangelium, dessen Autor zwei/drei Jahrzehnte später bei der Übernahme des Markustextes ergänzt: „*kyrie*, Sohn Davids ...“ (Mt 20,31). Mit der deutschen Übersetzung „hab Erbarmen mit mir!“ ist der Bedeutungsgehalt des „eléäsón/eleison“ auch an dieser Stelle nicht wirklich getroffen. Der Ruf des Bartimäus ist überaus freudige Kontaktaufnahme – mit dem, der weit mehr ist als jeder (damalige und heutige) „Sonnengott“ oder „Kaiser“. „Kyrie, Jesus, wie großartig, dass du hier vorbeikommst – und wenn mir einer aus meinem Elend heraushelfen kann, dann bist du es!“, lautet der auch von Bartimäus gemeinte Inhalt dieses Rufes. Der Blinde aus Jericho bittet nicht um Erbarmen angesichts seiner Sünden und schon gar nicht um Heilung vom grauen Star, sondern um Heilung seines lichtlosen, auf sich selbst zurückgekrümmten Herzens. Auf die Frage Jesu, was er ihm tun solle, antwortet Bartimäus, wortgetreu übersetzt: „Rabbuni, dass ich *aufblicke* (anablépsō).“

Dem Erzähler Markus geht es um *Mystagogie*: um Hinführung der Leser und Hörer zur persönlichen Christusbeziehung. Aus demselben Grund wird Matthäus bei seiner Wiedergabe dieser Erzählung aus dem einen Blinden „zwei Blinde“ (Mt 20,30) machen: Der zweite, sagt er den Christen seiner Gemeinde, die natürlich die Markusversion ebenso kannten wie er, der zweite – das bist du!

Das „Kyrie, eleison!“ in der Eucharistiefeier, das freilich nur *An-Rede* ist, wenn es zwar gemeinsam, aber doch je *persönlich* und *von Person zu Person* vollzogen wird, ist *die Sonntag für Sonntag wiederholte Einübung, glauben in der Anredeform zu leben*. Eine Einübung, die in ihrer Wirkung nicht unterschätzt werden sollte. Johannes vom Kreuz wusste noch darum, dass wieder und wieder vollzogene geistige und psychische Akte einen Habitus ausprägen, eine zur guten Gewohnheit werdende Seelenfertigkeit und Lebensart. Das heißt: Im wiederholten „Kyrie!“-Sagen lernen wir, mit dem Kyrios zu leben. Ein heilender und mystagogischer, Beziehung stiftender Vorgang, der den Übenden „aufblicken“ lässt und ihm, wenn sich sein Blick mit dem Blick des Kyrios Jesus vereint, mehr und mehr Klarblick, Weitblick und Tiefblick schenkt – auch für das, was der Kirche heute wirklich nottut.

Tröstlich dazu sind die Worte, mit denen Karl Rahner seine Reflexionen zu der Frage „Was heißt Jesus lieben?“ (s. KARMEL *Impulse* 2/2011, 9) beschließt: „Diese unmittelbare Liebe zu Jesus ist so, wie sie hier gemeint ist, nicht einfach von Anfang an da; sie muß wachsen und reifen; die zärtliche Innigkeit, zu der sie sich ruhig bekennen darf, ist die Frucht der Geduld, des Betens, der immer neuen Vertiefung in die Schrift, die Gabe des Geistes Gottes. Man kann sie sich nicht gewaltsam ankommandieren. Aber man darf sich immer sagen, daß die Sehnsucht nach solcher Liebe schon ihr Anfang ist, dem Erfüllung verheißen ist.“

Die Eucharistiefeier, die mit der Zusage „Der Herr ist mit euch!“ beginnt und endet, ist „Quelle und Höhepunkt des ganzen christlichen Lebens“ (2. Vat. Konzil, ÜBER DIE KIRCHE, 11). Das wird sie freilich nur für diejenigen Zelebrenten und Gottesdienstteilnehmer sein können, die sie vom „Kyrie, eleison!“ bis zum Kommunionempfang innerlich mitvollziehen. Aber deren „bewusste und tätige Teilnahme“ wird zum Segen für alle. Wo *glauben in der Anredeform* geschieht, da geschieht *Kirche* mitten in der Kirche; da erneuert sich die *ekklesía* zur *kyriakè ekklesía*.

Und sie geschieht. Die *Kyriaké* geschieht. Auch heute. Mehr als unsere blinden, nach unten blickenden, auf Vorletztes gerichteten Augen wahrnehmen. Die Menschen, denen es zuerst um den Kyrios geht, nicht um die Kirche – und die gerade dadurch Kirche *sind* –, diese Menschen sind da,

es sind sehr viele, unter den Laien-Christen wie unter den Priestern, den Ordensleuten und den Bischöfen. Viele von ihnen gehören zu den „Stillen im Land“. *Sie* sind unsere Chance.